

"Die Laborschule war ja auch immer hochpolitisiert"

Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 335-361. - (Impuls Laborschule; 14)



Quellenangabe/ Reference:

Devantié, Rainer [Interviewer]; Freke, Nicole [Interviewer]; Zenke, Christian Timo [Interviewer]: "Die Laborschule war ja auch immer hochpolitisiert" - In: Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 335-361 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-308397 - DOI: 10.25656/01:30839; 10.35468/6110-17

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-308397>

<https://doi.org/10.25656/01:30839>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der:


Leibniz-Gemeinschaft

Gespräch mit Christine Biermann

„Die Laborschule war ja auch immer hochpolitisiert“

*Christine Biermann (*1954) studierte von 1973 bis 1977 an der Pädagogischen Hochschule in Münster und arbeitete im Anschluss an ihr Referendariat zunächst als angestellte Lehrerin an einer Grundschule in Ahlen/Westfalen, bevor sie im August 1979 eine Stelle als Lehrerin für Grund- und Hauptschule an der Laborschule annahm. Dort war sie – unterbrochen durch mehrere Jahre als abgeordnete Lehrerin an der Universität Bielefeld (1996–2000) sowie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Wissenschaftlichen Einrichtung Laborschule (2000–2005) – über sämtliche Stufen hinweg als Stammgruppenlehrerin tätig und hatte darüber hinaus von 2006 bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2018 das Amt der Didaktischen Leitung inne. Im Jahr 2006 promovierte Christine Biermann an der Universität Bielefeld zum Thema „Wie kommt Neues in die Schule? Individuelle und organisationale Bedingungen nachhaltiger Schulentwicklung am Beispiel Geschlecht“. Das Gespräch mit Christine Biermann fand am 3. März 2022 in der Laborschule statt und wurde geführt von Rainer Devantié, Nicole Freke und Christian Timo Zenke.*

Liebe Christine, vielen Dank, dass du dir die Zeit nimmst, ein Gespräch mit uns über deine Zeit an der Laborschule zu führen! Du bist im Jahr 1979 als Lehrerin an die Laborschule gekommen. Kannst du dich noch erinnern, wie es dazu gekommen ist? Wann und wie bist du das erste Mal auf die Laborschule aufmerksam geworden?

Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern. Damals habe ich ein verkürztes Referendariat an einer Grundschule in Ahlen/Westfalen gemacht, das nur ein gutes Jahr dauerte – und anschließend war ich dann in derselben Schule als angestellte Lehrerin beschäftigt. Während meines Studiums hatte ich mich bereits sehr viel mit Alternativschulen beschäftigt, war bei einer Exkursion nach Hannover in die Glockseeschule dabei gewesen, hatte mich mit freien Schulbewegungen auseinandergesetzt und so weiter. Und nun übernahm ich direkt ein erstes Schuljahr in Ahlen und musste dort auch das erste Mal selbst Noten geben – und das war so ein Knackpunkt. Die Schule lag mitten im Zechenviertel, so dass wir achtzig Prozent türkische Kinder hatten, weshalb ich auch anfang, Türkisch zu lernen. Die

reinen Türkischklassen, in denen die Kinder zum Teil überhaupt kein Deutsch konnten, waren aber notenfrei: Dort durfte ich ohne Noten zu geben unterrichten, die liefen quasi zunächst außer Konkurrenz. Wir waren als Referendar*innen der erste Jahrgang damals, der nicht sofort übernommen wurde, sondern Angestelltenverträge bekam – und zwar zunächst nur für dreizehn Stunden. Das blieb diese eine Stunde unter der Hälfte, damit man uns zum Beispiel überhaupt keine Ferien zahlen musste und auch keine Feiertage, weshalb ich nebenbei noch etwas anderes dazuverdienen musste, sonst hätte es vorne und hinten nicht gereicht. Mein Mann studierte damals noch. Aber ich war unglücklich in der Schule – trotz des guten Kollegiums –, was sich vor allen Dingen an dieser Notengebung festmachte. Egal wie man Kinder förderte, wie sehr sie sich verbesserten: Man konnte es nicht in Noten ausdrücken. Ja, Noten waren für mich von Anfang an ungerecht und machten zu viele Kinder nieder: Diejenigen die gut lernten, kriegten ihre guten Noten – das war überhaupt kein Problem. Aber was war mit denjenigen, die Schwierigkeiten hatten? Mit dieser Frage hatte ich mich im Studium bereits beschäftigt und nun führte sie mit dazu, dass ich mich nach neuen Möglichkeiten umsah.

Hinzu kam dann noch meine persönliche Situation: Ich trennte mich von meinem ersten Mann und wollte einfach etwas anderes; ich wollte aus Ahlen, dieser Kleinstadt raus. Und dann las ich in einer Grundschulzeitschrift, die ich zu dem Zeitpunkt abonniert hatte, eine Ausschreibung. Damals waren die Stellen an der Laborschule ja noch in der *ZEIT* und in diversen Gewerkschaftszeitungen und Fachzeitschriften ausgeschrieben – und dann habe ich mich in relativ kurzer Zeit beworben und wurde auch eingeladen. Bei dem Ganzen hatte ich allerdings so ein komisches Grummeln im Hintergrund: Ich kam ja gebürtig aus Bielefeld und wollte eigentlich nicht dorthin zurück, sondern wäre gerne nach Köln oder sonst irgendwohin gegangen – auch Hannover hatte ich überlegt. Es war also eine Mischung aus großer Unzufriedenheit schon in der ersten Zeit in der Regelschule und einem Wunsch nach persönlicher Veränderung. Ich habe dann in meinem Bewerbungsschreiben geschrieben, was ich alles machen würde und warum ich mich an der Laborschule bewerbe. Das musste man damals: Man musste Visionen aufblättern – so ein bisschen wie heute auch die Bewerbungsgespräche sind. Und am Ende habe ich dann – ich war ja erst gut 24 Jahre alt und hatte daher noch nicht besonders viel Schulerfahrung – drunter geschrieben: „Und ich hätte noch viel, viel mehr Ideen. Sie sollten mich mal einladen. Dann würde ich ihnen das alles erzählen.“ Ich bin also relativ offensiv aufgetreten – und dann haben sie mich tatsächlich eingeladen.

Hattest du zu diesem Zeitpunkt denn schon ein bestimmtes Bild von der Laborschule?

Ich hatte mich in den letzten Jahren eher von Bielefeld ferngehalten. 1973 war ich ja zum Studium nach Münster gegangen und danach nur noch besuchsweise in Bielefeld gewesen – man koppelt sich dann ja auch vom Elternhaus ab –, weshalb ich die Laborschule eigentlich überhaupt nicht so richtig wahrgenommen hatte. Dadurch, dass ich im Osten von Bielefeld aufgewachsen war, hatte ich diese Veränderungen hier auch gar nicht so mitgekriegt. Zwar tauchte die Laborschule im Studium mal so ganz nebenbei auf, aber die freie Schulbewegung oder die Alternativschulbewegung – mit Einrichtungen wie der Glockseeschule, die ja auch schon ein bisschen länger liefen – waren für mich interessanter gewesen. In Vorbereitung auf das Auswahlgespräch an der Laborschule habe ich dann das umstrittene *rororo*-Buch¹ gelesen – und das hat mich in vielem total angesprochen: was den Projektunterricht betraf, aber auch was die sogenannte Arbeiterkinddidaktik anging. Ich war ja selber ein Arbeiterkind und dass sich da Lehrer*innen Gedanken darüber machten, sprach mich nochmal besonders an. Anders als heute, wo es in den Universitäten eigene Arbeitsgruppen und Professuren gibt, die sich mit diesem Thema beschäftigen, gab es das damals alles noch nicht. Ich hatte auch zum Teil so meine Schwierigkeiten gehabt im Studium, gerade was die Wissenschaftssprache betraf. Also habe ich mich dann mit diesem Buch beschäftigt, wobei mich – wie schon gesagt – vieles ansprach, aber nicht alles. Schwerpunktmäßig habe ich vor allem die Sachen aus der Primarstufe gelesen, also das, was Uta Görlich geschrieben hatte, das, was Gisela von Alten, Gisela Everts, Alfred Scheer und Cordula Haux geschrieben hatten. Das waren ja auch weniger die ganz kämpferischen oder zugespitzten Sachen – und das knüpfte auch gut an die Kritik an, die ich am Schulsystem hatte. Es ploppte also vieles auf, was ich erst einmal hochinteressant fand: Zensurenfreiheit, selbstständiges Lernen der Kinder, Teamarbeit der Erwachsenen, Projektunterricht usw.

Und dann kam die Auswahltagung: Das fing an mit einem Social-Event-Abend, bei dem fast das ganze Kollegium und auch Hartmut von Hentig dabei waren. Ich war erschlagen! Ich war damals ja noch jung und kam quasi von der PH und hab gedacht: „Oh nee, ob das was für dich ist? Das sind ja so gebildete Menschen hier.“ Und dann ging es am nächsten Morgen los mit Hospitationen. Da weiß ich noch genau, wo ich war: auf der ersten Fläche im Haus 1 bei Alfred Scheer in der Gruppe. Und da habe ich das gemacht, was ich konnte: Hab ein bisschen geholfen, hab Kinder getröstet und beim Lernen unterstützt – so wie man dann agiert. Man wurde aber schärfstens beobachtet, das war mir schon klar. Und dann ging es weiter: Mittagessen – und die ersten Diskussionen. Da saßen dann acht

1 Lehrergruppe Laborschule (Hg.) (1977): *Laborschule Bielefeld: Modell im Praxistest. Zehn Kollegen ziehen ihre Zwischenbilanz*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Leute, hauptsächlich Frauen, die sich alle auf diese Stelle beworben hatten, in einer Runde. Und dann merkte ich schon, da waren Bewerber*innen, die schon viel Schulerfahrung hatten, ziemlich frustriert waren, dann aber versuchten, sich im Gespräch stark zu profilieren. Ich habe anfangs einfach erst einmal das erzählt, was ich aktuell machen würde, dass ich eigentlich die Schule, an der ich arbeiten würde, ganz interessant finde, es aber völlig ungerecht sei, dass wir achtzig Prozent türkische Kinder hätten und nebenan die katholische Grundschule nur drei türkische Kinder, und dass ich türkische Kolleginnen und Kollegen hätte und wir einmal in der Woche zusammen kochen und Türkisch lernen würden. Irgendwann haben sie mir dann die Frage gestellt, warum ich denn da eigentlich wegwollte, wenn es mir da so gut gefiele. Und dann habe ich dargelegt, warum: Also hauptsächlich spielte da die Notengebung eine ganz große Rolle. An diesem ersten Tag abends, als ich bei meinen Eltern war, die noch in Bielefeld wohnten, habe ich meiner Mutter erzählt: „Ich glaub, in diese Schule will ich nicht. Die sind ja verrückt da. Acht Leute in so eine Diskussionsrunde zu setzen. Das ist kein gutes Verfahren. Das ist überhaupt nicht gut, weil das zu Konkurrenz läuft. Das ist doch das, was sie eigentlich gar nicht wollen.“

Und dann gab es noch einen zweiten Tag – und ich war eher so ein bisschen entsetzt über dieses ganze Verfahren und ehrlich gesagt auch ein bisschen eingeschüchtert. Dementsprechend habe ich mir auch ausgerechnet, dass ich da eigentlich überhaupt keine Chance hätte, schließlich war ich ja auch die Jüngste unter den Leuten, die sich da beworben hatten. Ich kriegte dann aber relativ schnell, ein paar Tage später, die Zusage und war völlig verblüfft darüber. Ich weiß auch gar nicht, ob ich mich da schon so richtig gefreut habe oder nicht. Gut, das bedeutete natürlich auch eine volle Planstelle, das war dann auch nochmal eine andere Situation. Sie haben mir dann nachher noch einmal eine Rückmeldung gegeben. Alfred hat mir zum Beispiel erzählt, dass sie mich schon sehr genau beobachtet hätten – und: Das wäre gut gewesen, was sie gesehen hätten. Ich weiß sogar noch, welchen Haus-1-Schüler ich auf dem Schoß hatte und wann der später entlassen wurde. Es ist irgendwie witzig, an was für Einzelheiten man sich so erinnert.

Kannst du dich denn auch noch an deinen ersten Tag bzw. an deine erste Zeit in der Laborschule erinnern?

An die erste Zeit auf jeden Fall, aber an meinen ersten Tag eher nicht – da ging einfach persönlich bei mir ganz viel drunter und drüber. Ich bin das erste halbe Jahr jeden Tag von Ahlen aus gefahren und nur in so Situationen, wo mal ein Elternabend oder so etwas war, bin ich dann entweder bei meinen Eltern oder zunehmend auch bei Gisela von Alten, meiner neuen Kollegin auf der 2. Fläche, geblieben. Ich suchte dann eine eigene Wohnung, wusste aber auch nicht so richtig, wonach ich suchen sollte. Also da lief so vieles chaotisch in meinem Privatle-

ben. Aber es ging irgendwie. Also man hat ja viel mehr Kraft als junge Frau. Und ich weiß, dass ich jedenfalls oft nachmittags nach Hause gefahren bin, es waren ja immerhin achtzig Kilometer durch ganz Bielefeld und über die Autobahn: Fenster runter, eine Zigarette nach der nächsten mit lauter Musik. Ich war anfangs einfach nur fertig.

Ich fing also im Haus 1 auf der zweiten Fläche an, als Nachfolgerin von Cordula Haux in der violetten Gruppe. Mit mir auf der Fläche waren noch Gisela von Alten, die ich schon erwähnte, und Uta Görlich – und das ging auch erst einmal gut. Die haben mich sofort unter ihre Fittiche genommen und mir viel erläutert und erklärt. Uta war oben auf dem Wich, Gisela war direkt neben mir. Mit altersgemischten Gruppen hatte ich natürlich überhaupt noch nicht gearbeitet. Ich war als Regel-Grundschullehrerin ausgebildet und hatte an der PH Münster eine gute didaktische Ausbildung im Bereich Sachunterricht und Mathematik erhalten. Das konnte ich auch gut anwenden. Aber dass ich diesen Kindern jetzt zusätzlich noch Lesen und Schreiben beibringen sollte, das war damals noch keine Pflicht im Studium gewesen. Das war zum Beispiel so etwas, wo ich dachte: „Oh, stell dir vor, die lernen das alles nicht, und die können nach anderthalb oder zwei Jahren immer noch nicht Lesen und Schreiben.“ Also: Das machte mir schon ziemlich was aus. Und dazu kam noch ein weiterer Punkt, an den ich mich in dieser ersten Zeit oder überhaupt in diesem ersten Jahr erinnere: Ich kriegte eine Gruppe mit acht „Nullern“ und vier Kindern, die ich von Cordula übernahm. Zwölf Kinder waren also insgesamt in der Gruppe – mehr nicht. Die vier Kinder, die ich übernahm, waren aber absolute Kracher, mit zum Teil „desolaten Elternhäusern“. Ich weiß noch, irgendwann hat der Vater eines Jungen mich einmal beim Hausbesuch mit der Bierflasche bedroht. Also, es gab ja solche und solche Kinder damals wie heute. Aber solche – eben die andere Sorte – kriegte ich auch zuhause: drei Uni-Professoren, Lehrerinnen und Lehrer, Psychologinnen und so weiter. Ich hab gedacht: „Wie schrecklich! Wie finden die dich junges Ding eigentlich?“ Und dann eine ziemlich chaotische, aber nette Kollegiatin, alleinerziehende Mutter, da haben wir hinterher noch die Enkelkinder im Haus 1 gehabt. Das war für mich zunächst sehr einschüchternd, aber alle Eltern der Gruppe nahmen mich gut auf, und wir waren so ein bisschen wie eine Familie. Lange Elternabende, lange Diskussionen, viel Unterstützung.

Dann tauchten aber die ersten Konflikte auf, und zwar nicht mit den Eltern, was ich eher erwartet hatte, sondern mit den „Nachmittagsleuten“. Es gab damals eine starke Trennung zwischen Vormittag und Nachmittag: Vormittags fand „Schule“ statt und nachmittags fand Basteln, Rausgehen, Musik und sonst etwas statt. Bei mir auf der Fläche waren zwei Frauen älteren Semesters – aus meiner damaligen Sicht –, die nutzten unseren ganzen Bereich – es gab keinen Extrabereich für den Nachmittag. Da kam es natürlich zu Konflikten: Jeden Morgen, wenn ich ankam

– und ich versuchte immer um 8 Uhr da zu sein, trotz der Fahrerei, was gar nicht so einfach war – waren meine Tische oft mit Farbe verdreckt. Und das waren erst die Anfänge. Das hatte natürlich auch etwas mit Statusfragen – vor allen Dingen aus ihrer Sicht – zu tun. Das Offensichtliche – die unterschiedlichen Vorstellungen von Aufräumen, von Sauberkeit und so etwas – das war nicht so ganz einfach, das zu lösen. Aber daran hatte ich eigentlich Interesse.

Im ersten Jahr ging es also auch schon ein bisschen mit Konflikten los – und auch mit drei Lehrerinnen auf einer offenen Fläche zu sein, ist natürlich nicht so ganz einfach. Uta hatte zwischendurch das Gefühl, ich machte mehr mit Gisela zusammen – war ja auch so, wir waren uns auch persönlich näher. Gisela ging aber nach einem Jahr an die Uni, als abgeordnete Lehrerin. Und dann kam eine ganz junge Kollegin, die war nochmal jünger als ich. Die ist aber nicht lange in der Laborschule geblieben. Und Uta stürzte sich auf diese neue Kollegin. Uta wusste ja auch viel mehr „vom Geschäft“, aber damit war ich so ein bisschen außen vor. Ich hatte aber auch vorher schon viel Kontakt zur ersten Fläche. Da machten sie echte Teamarbeit zu viert! Da waren Dieter Lenzen, Gisela Everts – die dann später den Kinderbuchladen „Kronenklauer“ gegründet hat –, Alfred Scheer und ein weiterer Kollege – Ralf hieß der. Sie machten als Team ganz viele Projekte, was mir total gut gefiel, so dass ich mich deutlich dorthin orientierte.

Ja, also so fing ich an, mich ein Stück zu orientieren, dazuzulernen, immer noch im Zweifel, ob es mir eigentlich gelingen würde, diesen Kindern genügend „beizubringen“ und eine Balance hinzubekommen zwischen dem „sie zu lassen“, ihnen über Hürden hinwegzuhelfen und sinnvoll didaktisch zu steuern. Ich kannte ja diesen Unterricht nicht, wo man anbietet und erst einmal abwartet. Und dann diese verschiedenen Möglichkeiten, die die heterogenen Gruppen boten. Das musste ich ja alles lernen. Materialien, die in diesem und auch in meinem Sinne wirkten, hatte ich ja auch noch nicht. Da haben mir die Frauen auf meiner Fläche – oder überhaupt die meisten Leute im Haus 1 – viel geholfen. Eine richtige systematische Konzeptentwicklung, das gab es aber überhaupt noch nicht. Ich hatte ja zwei volle Stunden weniger als an der Regelschule zu unterrichten, alle hatten zwei Stunden weniger in der Laborschule zu unterrichten. Ich habe diese Zeit an anderer Stelle im Rückblick mal überschrieben mit: „Jeder forscht vor sich hin.“ Und so war das auch. Und, klar, ich lernte dann so Leute kennen wie Johanna Harder, die war sozusagen die Lichtgestalt im Haus 1. Sie war in der Aufbaukommission gewesen. Ich merkte aber trotzdem gleich: Das war nicht meins. Also morgens da schon die Blätter alle liegen haben und als Erwachsene eigentlich den ganzen Tag in der Schule verbringen, um alles vorzubereiten und dann das „Handturnen“ am Morgen und so weiter – das fand ich alles zu betulich, zu bürgerlich. Nee, also das war gar nicht meins.



Abb.1: Christine Biermann mit ihrer Gruppe der Stufe I auf dem Bielefelder Wochenmarkt Anfang der 1980er Jahre. Foto: unbekannt; Quelle: Privatarchiv Christine Biermann.

Ich habe später bei vielen anderen Kolleg*innen, die gekommen sind, immer wieder mitverfolgt: Man entwickelt sich im Laufe der Jahre und ordnet sich so ein Stück weit ein, je nachdem, mit was für Ideen man kommt, mit was für einer Ausbildung man kommt, was für eine eigene Schulbildung man selber hatte und – sehr wichtig: auf was für Leute man stößt. Damals war alles noch sehr frei: Da konnte man auch Dinge machen, die ganz anders waren – allerdings eigentlich nicht alleine. Wir haben zu Anfang der 1980er Jahre einmal – das ist jetzt ein kleiner Sprung – mit der Betriebsgruppe der GEW von LS und OS eine Tagung zur Frage „Sind wir eigentlich eine Alternativschule?“ veranstaltet, im Rahmen derer wir uns vergewissern wollten: Was unterscheidet uns eigentlich von Alternativschulen? Zum Beispiel von der Glockseeschule? Ich war während des Studiums ja in Hannover gewesen und da war mein Fazit: „Nein, da könnte ich nicht unterrichten. Dieses Chaos, dieses Warten und Vertrauen darauf, dass die Kinder schon kommen und lernen – und wenn das Jahre dauert.“ Ich habe immer gesagt: „Das ist ziemlich arrogant. Wir alle haben unser Abitur und unser Studium und dann stellen wir uns hin und glauben, dass Kinder immer neugierig sind. Auch bei Kindern ist das doch so, dass sie unterschiedliche Anregungen kriegen – und Kinder aus einem Haushalt, in dem es kaum Anregung gibt oder in dem den ganzen Nachmittag Fernsehen geguckt wird, die kommen doch mit ganz anderen

Vorerfahrungen!“ Das habe ich auch in den ersten Jahren hier sofort gespürt: Man muss manchen Kindern auch über Hürden hinweghelfen oder ihnen erst einmal etwas zeigen, damit sie neugierig werden.

Wir haben darüber viele Diskussionen geführt, was der richtige Weg sein könnte. Und wir haben es auch irgendwann festgeschrieben, z. B. durch so etwas wie Übergangsqualifikationen: dass wir den Kindern auf der einen Seite ganz viel Freiheit lassen wollen und dass wir auf der anderen Seite Curricula im Blick haben, also im Sinne exemplarischen Lernens.

Würdest du denn sagen, dass es bei aller Verschiedenheit dennoch so etwas wie eine gemeinsame Laborschulpädagogik gab? Also gewisse Kernideen oder Kernwerte, auf die sich alle einigen konnten?

Also ja, wenn man die Kernthemen nimmt, gab es so etwas auf jeden Fall: Das Individuelle achten, dorthin gucken, wo die Interessen der Kinder sind, die Überzeugung, dass sich mit Motivation eben deutlich mehr lernen lässt, als wenn man Lernen einheitsmäßig verordnet, dass man möglichst ganzheitlich an Themen in Projekten herangeht. Das sind so die Kernthemen – aber alles darüber hinaus? Es hat zum Beispiel über viele Jahre in der Primarstufe immer wieder diese Diskussionen darum gegeben, ob es denn nun so eine Art von verbindlichem Curriculum mit Beispielthemen oder auch Kompetenzen geben sollte oder ob man alles situativ angeht. Also mit diesem situativen Ansatz, das konnte ich nachher nicht mehr hören. Es reicht nicht allein darauf zu warten, was Kinder an Ideen einbringen. Man muss sich schon im Sinne von Negt und Klafki Gedanken über Schlüsselkompetenzen und -themen machen – und zwar von Anfang an. Ich habe mir von Anbeginn ja diese elf Jahre Schulzeit angeschaut.

Ich war immer neugierig auf die ganze Schule, und ich habe dann ja auch im Laufe der Jahrzehnte alle Stufen durchlaufen. Ich habe nie nur aufs Haus 1 geschaut, sondern immer gefragt: Wie geht es weiter? Ich habe immer ein Interesse daran gehabt, diese Verbindungen sehen, z. B. mit formulierten Übergangsqualifikationen. Also die Kernidee? Ja. Auch die Kernidee, dass wir eigentlich gut wissen, wie man Schule weiterentwickeln kann. Ich fand das natürlich spannend, das auch mit anderen Leuten zu tun. Ich bin dann sehr schnell von Tassilo Knauff angesprochen worden, der ja damals schon Professor für Grundschuldidaktik war und auch seine eigene Tochter hier in der Laborschule hatte. Der fragte mich, ob ich nicht Lust hätte zu schreiben, und so bin ich ziemlich schnell beim Friedrich Verlag gelandet, dem ich über viele Jahre in unterschiedlichen Funktionen treu geblieben bin, und habe dann schon 1981 meine erste Veröffentlichung gehabt – übrigens zum Thema „Demokratie in der Grundschule“.²

2 Christine Biermann (1981): Früh übt sich ... auch Mitbestimmung. Mitbestimmung in der Eingangsstufe: Tages- und Wochenpläne – von Schülern erstellt. In: *arbeiten + lernen* 3 (Heft 16, Juli/August 1981), S. 21–23.

Du hast jetzt viel über Unterschiede und Gemeinsamkeiten *innerhalb* des Haus 1 berichtet und gleichzeitig bereits erwähnt, dass du später noch die *ganze* Laborschule durchlaufen hast. Wie hast du vor diesem Hintergrund denn auf Kollegiumsebene das Verhältnis der Stufen untereinander sowie das Verhältnis zwischen Haus 1 und Haus 2 wahrgenommen?

Das ist und bleibt ein großes Problem durch die räumliche Trennung. Wenn man im Haus 1 unterrichtet, dann ist man auch erst einmal auf die eine Stufe konzentriert und macht untereinander etwas, aber ich kannte relativ schnell aus allen Stufen Kolleg*innen, zum Beispiel über meine Gewerkschaftsarbeit oder über die so berühmt-berüchtigte „Donnerstagsgruppe“. Ich bin dann ja nach drei Jahren – gemeinsam mit Dieter Lenzen – in die Stufe II gegangen, weil wir das Gefühl hatten, für die Stufe I kriegen wir mit diesen 14 Lehrer*innen, die dort unterrichten, nicht so etwas wie ein Konzept gestrickt. Und da war so eine Idee von Dieter und mir damals, dass wir in die Stufe II gehen und da einen Jahrgang – mit einer dritten Person, das war Gerhild Schulz – haben, in dem wir gezielt Konzeptentwicklung machen können. Also: ein Kerncurriculum entwickeln, fachdidaktisch arbeiten, exemplarische Projekte entwickeln, verbindliche Absprachen treffen, Übergangsqualifikationen aufstellen – das wollten ganz viele Kolleg*innen überhaupt nicht. Also ich könnte jetzt nicht sagen, da habe es eine Fraktion gegeben, die das gar nicht wollte, und eine andere, die das unbedingt wollte – nein! Aber ich habe relativ schnell mit denen zusammengearbeitet, die meinten, dass es so etwas wie Konzeptentwicklung und Absprachen geben müsse, damit es auch zwischen den Stufen besser funktioniert. Ich kriegte dann von Lehrer*innen der Sekundarstufe mit, dass sie darüber klagten, dass in der Primarstufe nicht genug gelernt würde. Andererseits: Das ist ja heute immer noch so. Der Abnehmende sagt: „Es ist nicht genug gelernt worden“ – und die Abgebenden sagen: „Ja, ihr macht das ja auch alles falsch.“ Das Erste, was Dieter noch während der Zeit in der Stufe I herausbrachte, noch bevor er mit mir in die Stufe II wechselte, war eine Haus-1-Veröffentlichung – mit vielen Fotos, aber in einem zweiten Teil bereits mit Vorschlägen für ein Kerncurriculum und Übergangsqualifikationen³. In der Stufe II haben wir dann relativ schnell mit der Konzeptentwicklung angefangen: Mit einer Mischung aus viel Projektunterricht – wir haben dazu ja dann auch ganz viel veröffentlicht – aber auch aufgefächertem Unterricht. Also nicht mehr dieses ganz offene Arbeiten, sondern auch die Fachdidaktik der einzelnen Fächer bedeutsam machen und versehen mit weiteren Übergangsqualifikationen in die nächste Stufe, das war dann die Stufe III. Das hat dann letztlich einige Jahre gedauert, bis wir das dann auch aufgeschrieben haben.

3 Autorengruppe Laborschule (1982): *Schulalltag in der Eingangsstufe der Laborschule. Eine Dokumentation*. Unter Mitarbeit von Klaus-Dieter Lenzen und Birgit Stüwe (IMPULS: Informationen, Materialien, Projekte, Unterrichtseinheiten aus der Laborschule Bielefeld, Band 3). Bielefeld: Eigenverlag Laborschule.



Abb. 2: Christine Biermann (Mitte) beim Zirkusprojekt in der Stufe II.
Foto: unbekannt; Quelle: Privataarchiv Christine Biermann.

Und wie wurde das im Kollegium aufgenommen? Du hast gerade gesagt, diese Ideen hätten nicht alle vertreten.

Ja, teilweise wurde einfach etwas ganz anderes gemacht. Also im Haus 1 machten schon die einen dies und die anderen das. Da gab es immer so ein bisschen ein Flächenmotto, schließlich taten sich die Leute in den meisten Fällen zusammen, die bestimmte Dinge gemeinsam machten. Die erste Fläche stand für Projektarbeit, das waren so eher die „Linken“. Die zweite Fläche machte das so ähnlich. Die dritte Fläche, das war die Schar um Johanna Harder. Johanna Harder, die arbeitete mit Peggy Glasenapp, einer Erzieherin, ganz eng zusammen – da verzahnten sich Vormittag und Nachmittag viel stärker. Das fand ich schon damals ganz interessant. Auf dieser Fläche wurde hoch individualisiert gearbeitet. Projekte spielten gar keine Rolle. Nur Brunhild Zimmer, die auch dort arbeitete, machte so ihr eigenes Ding. Und bei der vierten Fläche war es immer so: Da waren Barbara Rathert, lange Zeit auch Martin Sandmeyer – und andere. Diese Fläche war also immer eher so gemischt, die konnte man nicht so eindeutig einordnen.

Und in der Stufe II – in der es damals ja nur zwei Jahrgänge gab –, war es dann so, dass es in dem einen Jahrgang mit uns ein Team gab, das eine gemeinsame Konzeption entwickelte, während es im anderen Jahrgang Heide Bambach und andere wie später Martin Sandmeyer gab, die eher einzeln arbeiteten. Also Heide

hatte *ihren* Stil – und Martin *seinen*. Die dritte Person war dann meistens wechselnd. Das hat sich ja dann quasi vier Mal während meiner acht Jahre in der Stufe II wiederholt. Irgendwann hatten wir vier – Dieter, Gerhild, Gerd Büttner war auch noch in unserem Team, und ich – dann unser Konzept stehen, das tatsächlich ganz anders war als das, was später Heide Bambach veröffentlichte. Wir haben ein Konzept vorgelegt, das z. B. fächerbezogenen Unterricht und Projekte verzahnte. Wir haben allgemeine Lernziele mit Übergangsqualifikationen von Stufe II nach Stufe III verknüpft. Wir wollten weg vom situativen Ansatz zu mehr Verbindlichkeiten, wollten aber weiterhin das Individuum im Fokus halten *und* das Gruppengeschehen mit sinnvollen Inhalten – eben durch z. B. unterschiedliche Projekte – versehen.

Aber noch einmal zurück zur Frage, wie das angesehen wurde. Da gab es, schon richtig, ich will nicht „Konkurrenz“ sagen – das ist das falsche Wort –, aber wir hatten so unterschiedliche Ideen, das merkten natürlich auch selbst die Eltern. Sehr überraschend war dann, dass Hentig versucht hat, die Veröffentlichung unserer Stufe-II-Konzeption zu verhindern: Das ginge nicht, dass es zwei Konzepte in einer Stufe gäbe. Heide Bambach hatte nämlich ihre Ideen zur Arbeit in der Stufe II auch schon teils aufgeschrieben. Dann haben wir gesagt: „Ja gut, dann machen wir ein gemeinsames Buch mit Heide Bambach.“ Also Diskussionen hin und her. Unser Buch ist veröffentlicht worden⁴ und Heide hat dann ihr Buch einige Jahre später veröffentlicht⁵. Wir haben in unserem Vorwort Folgendes vorab geschrieben: „Wenn in diesem Band neben den allgemeinen Informationen zur Stufe II *ein Konzept* aufgeschrieben ist [...], in einem zweiten Dokumentationsband dann *ein zweites Konzept* veröffentlicht wird, so kann dies als ‚System-Schwäche‘ oder auch als methodische Vielfalt ausgelegt werden. Da wir unterschiedliche pädagogische Arbeitsweisen nicht verschweigen, eher in die Diskussion bringen wollen, veröffentlichen wir beide Konzepte. Wer den IMPULS-Band 12 gelesen hat, sollte deshalb auch den Band 13 lesen; das gleiche gilt umgekehrt [...]“.“⁶

Ja, es war schon deutlich spürbar: Wir kriegten unsere Unterstützung von vielen Kolleg*innen und Heide kriegte sie von anderer Seite. Also da waren schon so „Fraktionen“ deutlich spürbar.

4 Autorengruppe Laborschule (1986): *Schulalltag in der Stufe II der Laborschule (3. und 4. Schuljahr). Band I* (IMPULS: Informationen, Materialien, Projekte, Unterrichtseinheiten aus der Laborschule Bielefeld, Band 12). Bielefeld: Eigenverlag Laborschule.

5 Heide Bambach (1989): *Tageslauf statt Stundenplan. Fünfzehn Jahre Erfahrungen mit individualisierendem Unterricht in der Primarstufe der Bielefelder Laborschule* (IMPULS: Informationen, Materialien, Projekte, Unterrichtseinheiten aus der Laborschule Bielefeld, Band 13). Bielefeld: Eigenverlag Laborschule.

6 Ebenda, S. 4.

Wie muss man sich so eine Intervention Hentigs denn vorstellen? Und damit zusammenhängend: Was für eine Rolle hatte Hentig denn ganz allgemein in dieser Zeit?

Ach, er war an ganz vielen Stellen gar nicht sichtbar – für uns, die wir im Haus 1 waren, fast gar nicht. Der hatte hier oben im Haus 2, da, wo das Zimmer mit seinen alten Möbeln jetzt auch noch ist, sein Büro. In der Uni war er, soweit ich weiß, überhaupt nicht mehr. Er akzeptierte ja letztlich die Fakultät nicht und umgekehrt war das genauso. Er war nicht beliebt in der Uni – überhaupt nicht. Also: Wo nahmen wir ihn wahr? Es gab manchmal Gesamtkonferenzen, wo er dann auftrat, aber *inhaltlich* habe ich ihn in den ersten Jahren gar nicht so richtig wahrgenommen. Er hat nicht geleitet, er hat nicht angeregt. Deshalb sage ich das mal ganz persönlich: Er war für mich keine Lichtgestalt. Ich hab ihn nie auf einen Sockel gehoben – so wie es andere Kolleg*innen getan haben –, weil ich ihn, ehrlich gesagt, zwar meistens freundlich, aber für die Schule eher abwesend erlebt habe. Als ich dann hier in der Stufe II war, wurden die ersten Filme⁷ gedreht, da habe ich mehr mit ihm zu tun gehabt. An eine Sache kann ich mich noch erinnern: Da war zunächst dieser Konflikt mit dem Stufe-II-Buch, wo er während einer Diskussion auf Feld 3 aufstand und sagte: „Und ich werde verhindern, dass dieses Buch erscheint!“ Aber dann sind wir später wieder ins Gespräch gekommen. So ist er mir zum Beispiel einmal auf der Schulstraße entgegengekommen und hat mich fast umarmt – wobei dieses Körperliche, das war ja nicht sein Ding – und sagte zu mir: „Ja, so stelle ich mir Mathematikunterricht im Grundschulalter vor!“ Er hatte etwas gesehen, das bei mir gefilmt worden war, und das hatte ihm gut gefallen. Das war ja doch recht bewundernswert an ihm: Er konnte in einen Konflikt mit Personen gehen – viele haben wir Beide nicht gehabt – aber später dann auch wieder sagen: „Ja, das finde ich gut.“ Aber als Wissenschaftlichen Leiter habe ich ihn überhaupt nicht wahrgenommen.

Stichwort Leitung: Welche Rolle hat denn die Schulleitung in dieser Zeit eingenommen?

Eingestellt worden bin ich von einem kommissarischen Leiter – das war damals Gerfried Stanzel. Der ging dann nach Leopoldshöhe und gründete da die Gesamtschule, woraufhin Helmut Schmerbitz für ein oder zwei Jahre kommissarischer Leiter wurde. Und dann gab es die Aufforderung vom Ministerium, jetzt müsse die Laborschule mal eine richtige Leitung mit verschiedenen Funktionen bekommen. Da setzten sich die verschiedenen Fraktionen erst einmal für sich zusammen und überlegten, wer es machen könne – weil das natürlich auch ein

⁷ Gemeint ist die Ende der 1980er Jahre von Hartmut von Hentig, Siegfried Kätsch und Wolfgang Kosiek realisierte, insgesamt 5 Teile umfassende Filmreihe „Die Laborschule an der Universität Bielefeld“.

Stück paritätisch sein sollte. Die ganzen Entscheidungen sind alle noch so im Nachklapp dieses Buchkonfliktes zu sehen. Wir trafen uns also in einer großen WG im Schürmannshof und beratschlagten. Dazu muss man wissen, dass es damals rund um Bielefeld viele WGs mit Personen aus der Laborschule und dem Oberstufen-Kolleg gab – und da fanden immer viele Treffen statt. Dort traf sich dann also die eine Fraktion, die Gewerkschafts- und Donnerstagsgruppe, und überlegte: „Wie besetzen wir jetzt eigentlich diese Schulleitung? Welche Anteile wollen wir?“ Ob die anderen das genauso gemacht haben, weiß ich nicht. Das war nicht so eine eindeutige homogene Gruppe – wir ja eigentlich auch nicht – und die trafen sich auch nicht so regelmäßig wie wir, glaube ich zumindest. Wir trafen uns ja wirklich jeden Donnerstag, und es gab noch alle zwei Wochen eine Betriebsgruppensitzung mit dem OS zusammen. Da war ich relativ schnell im Vorstand, weil ich angesprochen worden war. Also wir sahen uns ganz regelmäßig und hatten dann als Beschluss, dass Alfred Scheer die Primarstufenleitung machen sollte, die Didaktische Leitung sollte Helga Kübler machen – die kam auch aus der Donnerstagsgruppe. Die andere Gruppe benannte nach meiner Erinnerung Helmut Schmerbitz und Erich Heine. Also vier Stellen waren zu besetzen – und das sollte von den „Lagern“ sozusagen *pari pari* geschehen.

Ja, und dann wurde das weitergereicht. Die Uni war damals ja noch für uns zuständig – also die regelten das alles noch mit dem Personal. Und dann hieß es von Uni-Seite, Alfred Scheer könne auf keinen Fall Primarstufenleiter werden, der sei im Buchkonflikt aufgefallen und der würde sich nicht loyal als Schulleitungsmitglied verhalten können. Da haben wir von der Schule um ein Gespräch mit dem Rektor gebeten. Da war ich dann also mit anderen, ich weiß nicht mehr, wer daran sonst noch teilgenommen hat, zu einem Gespräch bei Grottemeyer, dem Rektor, und Firnhaber, dem Kanzler – aber Alfred Scheer ist es am Ende leider nicht geworden. Die Primarstufenleitung hat dann Heide Bambach übernommen, Helga Kübler wurde Didaktische Leiterin, Helmut Schmerbitz wurde Sek.-I-Leiter und Erich Heine Organisationsleiter und stellvertretender Schulleiter. Wir sollten – das war von vornherein klar – von außen einen Schulleiter bekommen. Das hatte die Uni bzw. das Ministerium im OS ja vorher schon – allerdings erfolglos – mit Krauthausen probiert. Und dann kam also Ekkehart Hoffmann in die Laborschule. Vorher hatten wir eine richtig große Auswahltagung mit vielen Bewerber*innen – waren eigentlich Frauen dabei? ... ich weiß es nicht mehr. Wir durften mitbestimmen. Ich war bei Hoffmann von Anfang an skeptisch: Wie er da saß mit seinen Cowboystiefeln. Das war so ein Typ Mann – nein, nicht mein Fall. Und dann entpuppte er sich ja auch als wirklich kein guter Schulleiter. Er hatte einfach zu wenig Ahnung, was Laborschule bedeutet. Er wollte leiten, aber konnte es nicht. Er war schlecht in der Kommunikation, er holte sich seine Unterstützung nur bei wenigen Menschen im Kollegium. Er hat ja dann auch nur ein paar Jahre hier durchgehalten – und das war auch gut so. Danach hat er eine „klassische

Gesamtschule“ geleitet – in Rödinghausen. Da ging er dann mit Pastor, Arzt und Apotheker zum Stammtisch, das gefiel ihm besser. Das war überschaubarer und vermutlich waren die Kolleg*innen nicht so renitent wie in der Laborschule.

Und hat die neu zusammengestellte Schulleitung ihre Leitungsrolle dann ausgefüllt und angenommen? Oder anders gefragt: Welche Rolle hat die Schulleitung in den 1980er Jahren im Alltag gespielt?

Keine besonders große – auf der einen Seite. Auf der anderen Seite hat sie natürlich schon eine Rolle gespielt, weil sie ja natürlich Macht hatte, z. B. Leute einzustellen. Aber das, was hier an Selbstverwaltung bis zu dem Zeitpunkt gelaufen war, das lief ja weiter. Also es gab für alles Kommissionen oder Personen aus dem Kollegium. Ich habe zum Beispiel über viele Jahre gemeinsam mit einem Kollegen und mit einer Sekretärin zusammen, Frau Stadelmann, die Nachrücker*innen ausgesucht und der Schulleitung sowie den Stufenkonferenzen vorgeschlagen. Ein anderes Beispiel war die Schulkonferenz – die hieß damals LSK, also Laborschulkonferenz – in der paritätisch Eltern und Schüler*innen und Kolleg*innen drinsaßen: Die hab ich über einige Jahre geleitet und der Schulleiter kam dann zu mir und machte mit mir die Einladungen fertig. Es gab damals einen großen Mitbestimmungswillen und -einsatz: Also wenn dann wieder irgendwas aus dem Ministerium oder von der Uni kam, dann haben wir manchmal gesagt „Machen wir nicht!“, „Entscheiden wir selbst“. Da war also so ein ganz starkes politisches Gefühl von „Wir sind hier die Schule, mit allem, was dazugehört!“.

Du hast jetzt mehrmals den Begriff der Fraktion benutzt und das auch mit dem Buchkonflikt verbunden. Kannst du das vielleicht nochmal versuchen zu erläutern, was man sich unter diesen „Fraktionen“ vorstellen muss?

Also die eine Fraktion, die Gewerkschafts-Donnerstagsgruppen-Fraktion konnte man ziemlich genau bestimmen. Da waren einige Menschen in der einen oder anderen Gruppe oder auch in beiden. An vielen Stellen waren die Menschen gar nicht unbedingt einer Meinung, aber das war eher so die gewerkschaftlich links orientierte Fraktion, die zum Teil aus diesem Buch hervorgegangen war. Sie fanden, dass die Schule und auch vor allen Dingen Hentig und einige Anhänger*innen zu bürgerlich agierten, dass sie nicht darauf guckten, dass hier eine gute Mischung von Schüler*innen, im Sinne des alten Aufnahmeschlüssels, entstand. Aus unserer Gruppe kamen so Vorschläge wie: „Wir müssen dafür sorgen, dass wir diese 60% Arbeiterkinder, die angedacht sind, auch wirklich erreichen!“ Wir haben dann Hauswurfsendungen in Baumheide verteilt und Werbeveranstaltungen in dortigen Kindergärten gemacht, stellten nachher aber zum Beispiel fest, dass diese armen Kinder dann über eine Stunde mit dem Bus durch die Stadt gekarrt wurden. Das konnte es also auch nicht sein. Also wir wollten eher so etwas wie eine „Schule für alle“, verbunden mit einem linken Anspruch von Projektarbeit und politischer Arbeit.

Und das andere waren, böse gesagt, die „Hentig-Jüngerinnen“ – das waren nämlich eigentlich nur Frauen. Und dann gab es aber darum herum Leute, die eher dieser Position nahe waren – oder eher nicht zu *uns* gehörten und sich dadurch absetzten. Als „Hentig-Jüngerinnen“ galten so Frauen wie Heide Bambach und Barbara Rathert. Susanne Thurn hat sich – später – immer dagegen gewehrt, dass sie dazugehört habe. Sie sagte immer: „Aber ich bin doch auch Gewerkschafterin.“ Und ich hab dann immer gesagt: „Aber in unserer Gruppe warst du trotzdem nicht und wolltest da auch nicht rein.“ So Leute wie Helmut Schmerbitz oder Erich Heine gehörten in gewisser Weise auch dazu, waren aber nicht so eng mit Hentig. Im Grund genommen gab es aber folgende Unterscheidung: Es gab die, die bei Hentig auf dem Ringsthof in Pödinghausen eingeladen waren, und es gab die, die nicht eingeladen wurden. Und man war auch stolz darauf, dass man nicht eingeladen wurde – es zeichnete einen ja auch aus, dass man zu einer anderen – in unseren Augen – politisch-fortschrittlicheren Gruppierung gehörte.

Das verwischte sich aber letztlich in der Zusammenarbeit in den 1990er Jahren immer mehr. Und: Geredet haben wir ohnehin alle miteinander. Aber es gab schon Situationen, wo heiße Diskussionen gelaufen sind. Also zum Beispiel erinnere ich mich, dass eine Kollegin eine Doktorarbeit geschrieben hatte – eine „kritische Rekonstruktion“ des Lehrer-Forscher-Modells – und da wurden Personen aus der Schule – eben aus der linken Fraktion – namentlich benannt und angegriffen, als Neomarxisten beschimpft und in die „DDR-Ecke“ gestellt. Ich hatte damals die offizielle Gegenlese und habe diese Veröffentlichung stark kritisiert, weil sie mit Falschdarstellungen und persönlichen Angriffen gearbeitet hat. Also das ist Anfang der 1990er Jahre gewesen.

Aber wieder einige Jahre später spielte es im Miteinander und in der Zusammenarbeit gar keine Rolle mehr. Was aber immer eine Rolle gespielt hat war: Auf wen trifft man hier als Erstes? Wer führt einen eigentlich in die Schule ein? Unter welchem Motto wird man hier auch eingeführt? Was erzählt man eigentlich von der Idee der Schule? Deswegen finde ich den Neuenkreis der Schule ja auch immens wichtig. Neben all den persönlichen Geschichten, die dann – eher zufällig – in einem Jahrgang oder über Social Events laufen, ist es total wichtig, auch in so eine „Tradition“ eingeführt zu werden, wo über die Gründungsidee und einen gemeinsamen Geist erzählt wird. Ein eigenes Bild müssen sich die neuen Kolleg*innen dann selbst machen.

Du hast vorhin schon einmal das Thema „Forschung“ angesprochen – und uns würde in diesem Zusammenhang sehr interessieren, wie du damals die Idee der Lehrer*innen-Forschung wahrgenommen und vielleicht auch selbst ausgefüllt hast. Wie also wurde da geforscht? Und: Was waren die Themen, zu denen geforscht wurde?

Wie vorhin bereits angedeutet, war das in der Zeit, in der ich kam, so, dass jeder vor sich „hinforschte“ und es nur einige wenige Forschungsgruppen gab. Später hatten einige gemeinsam schon mal ein Projekt, aber es gab keinen – für alle – transparenten Forschungsplan. Hentig musste – ich weiß gar nicht, in welchen Abständen – immer mal wieder Rechenschaft über die Forschung abgeben und dann aufführen, was alles an Themen bearbeitet worden sei, aber ich kann mich nicht erinnern, dass ich das mal gesehen hätte. Als ich dann 1982 in der Stufe II war, da haben wir – das schon benannte Team – die Forschung für uns systematisiert. Da haben wir z. B. große Jahrgangsprojekte geplant und durchgeführt, z. B. „Körper, Ernährung, Gesundheit“ – das ist so ein Klassiker, der ja auch ein paar-mal revidiert worden ist und aufgeschrieben wurde.⁸ Wir haben auch Theaterstücke aufgeführt. Ich war 1985 das erste Mal in Nicaragua und als ich wiederkam, fand sofort ein Projekt statt mit einem Theaterstück als Produkt – das hieß „Leben in der Dritten Welt“. Wir arbeiteten bei diesem Thema auch mit dem Welthaus zusammen – wobei „wir“ jetzt immer heißt Dieter, Gerhild, Gerd Büttner und ich, später auch Brunhild Zimmer, mit der ich ab 1987 eine Gruppe gemeinsam betreut habe. Also wir waren ein Team und da kamen dann Jahrespraktikanten oder sonstige Leute, wie z. B. regelmäßig Student*innen, noch dazu.

Und so sind wir peu à peu an bestimmte Themen und Fächer herangegangen. Wir waren auch Spezialist*innen für bestimmte Bereiche – ich zum Beispiel für Mathematik. Da haben wir auch fachdidaktisch gearbeitet: Wie kriegt man die große Heterogenität methodisch-didaktisch umgesetzt? Was ist mit gutem Material, das nicht nur aus Arbeitsblättern besteht? Wie bekommt man dann aber auch die gewünschte Offenheit in den Unterricht, das individuelle Arbeiten? Daraus haben wir dann eine Art Gesamtkonzeption für die Stufe II geschrieben: Gerhild war für den Deutschbereich und Sport zuständig, da ging's z. B. um Lektüre und um Rechtschreibunterricht, Dieter war für den künstlerischen Bereich verantwortlich und Ulrike Kraaz hat ein Englisch-Konzept aufgeschrieben – und diese Art der Unterrichtsentwicklung und Forschung gab es natürlich im Sekundarstufenbereich auch. Also Leute wie Annelie Wachendorff, Christoph Heuser, Dieter Schluckebier oder Gerd Stumpf machten das ähnlich. Da ist auch viel Jahrgangsarbeit gemacht worden: Diese Leute haben über Jahre probiert, mit einem Team einen ganzen Jahrgang abzudecken, haben dann zum Teil fachfremd unterrichtet, damit sie eine Einheit für sich bildeten. Dann haben sie Konzepte – auch mit viel Projektarbeit – für den ganzen Jahrgang entwickelt. Ja, das war eigentlich die Arbeitsweise, wie wir die Forschungszeiten genutzt haben – und meistens mündete es, wenn's gut lief, tatsächlich auch in einer Veröffentlichung.

8 Christine Biermann, Gerd Büttner, Klaus-Dieter Lenzen & Gerhild Schulz (o. J.): *Projekt „Körper, Ernährung, Gesundheit“*. *Projektunterricht Primarstufe* (IMPULS: Informationen, Materialien, Projekte, Unterrichtseinheiten aus der Laborschule Bielefeld, Band 6). Bielefeld: Eigenverlag Laborschule.

Wir haben auf das Publizieren immer schon Wert gelegt, weil wir damals schon gesagt haben: „Wir wollen ja irgendwie mit der Welt darüber kommunizieren, was wir hier tun.“ Wir hatten mehr als ein „Sendungsbewusstsein“, wir hatten einen Anspruch an gemeinsame Diskussionen mit anderen Schulen und sind auch viel unterwegs gewesen und haben Vorträge auf GGG- und GEW-Kongressen und in Schulen gehalten.

Gab es denn jenseits der Veröffentlichungen auch eine andere Art von systematisch hergestellter Öffentlichkeit innerhalb der Schule, im Rahmen derer man erfahren konnte, an was die anderen gerade arbeiten? Oder anders formuliert: Wie erfuhr man überhaupt, woran die anderen gerade arbeiten?

Das war auch eher auf so einer persönlichen Ebene. Also etwas Systematisches, dass sich alle erzählten, woran sie arbeiteten, das gab es nicht. Ich wusste das immer eher von den Leuten, mit denen ich sonst auch zu tun hatte. Ab 1990 bin ich mit einer Gruppe dann ja auch in die Stufe III hochgegangen, habe also zunächst die Jahrgänge 3, 4 und anschließend 5, 6 und 7 begleitet. In der 5 bin ich dafür mit Marlene Schütte im Betreuungsteam zusammengegangen, die die Gruppe dann bis zur 10 als Betreuungslehrerin nach oben begleitet hat. Weil ich gesagt habe: „Fünf Jahre reichen, die Kinder müssen jetzt auch mal was anderes sehen.“ Und dann bin ich wieder runtergegangen in das 5. Schuljahr und hab nochmal 5, 6, 7 gemacht – das war von 1993 bis 1996 – und dann habe ich an der Uni angefangen. Also ich hatte zu diesem Zeitpunkt drei Jahre Eingangsstufe und acht Jahre Stufe II gemacht. Dann haben wir schon angefangen, uns so nach oben hin zu verzahnen mit bestimmten Themen und über mehrere Jahrgänge hinweg Dinge zu machen. Ab 1990 haben Marlene und ich mit Christoph Heuser und Annelie Wachendorff schon sehr früh Mädchen-Jungen-Konferenzen entwickelt, dann irgendwann das Kita-Praktikum probeweise durchgeführt und in 5 den Haushaltspass, der zunächst von Gerhild, Dieter, Brunhild und mir für die Stufe II geplant worden war. Mit Annelie, Christoph, Marlene und mir – da waren wir schon ein Forschungsteam im „neuen Modell“ nach der Einrichtung der WE. Wir haben uns im Rahmen unserer Forschung schon zum Teil im Unterricht beobachtet und haben Sequenzen gefilmt. Das war die Zeit, als Hentig 1987 ging und zunächst Theodor Schulze kam und dann Will Lütgert.

Bevor wir gleich noch ausführlicher auf diese Übergangsphase zu sprechen kommen, würde uns zunächst noch kurz interessieren, wie du die Zusammenarbeit zwischen Laborschule und Uni vor der späteren Strukturreform wahrgenommen hast – also so bis 1987/1988.

Tja, wo hatte ich denn Zusammenarbeit mit der Uni? Ich weiß, dass ich in den 1980er Jahren mal einen Lehrauftrag an der Uni hatte: Gemeinsam mit Uli Mai, der Professor bei den Geografen war, und Professor Lauber, der bei den Soziologen

war, haben wir zu dritt ein interdisziplinäres Seminar über zwei Semester durchgeführt, in dem die Studierenden Unterrichtseinheiten zum Thema „Dritte Welt“ entwickeln sollten – und das habe ich zweimal gemacht. Susanne Miller, heute Professorin an der Uni Bielefeld, ist damals übrigens als Studentin bei mir gewesen und hat ihre erste Examensarbeit über ein Projekt in der Laborschule geschrieben. Dadurch, dass wir in der Laborschule etwas zum Thema Projektunterricht gemacht haben, spielte natürlich auch Dagmar Hänsel eine Rolle – und die regte auch weitere Veröffentlichungen aus diesem Bereich an.

Aber systematisch lief da gar nichts, sondern eigentlich nur über persönliche Kanäle. Ich weiß aber zum Beispiel, dass ich über die Vermittlung von Prof. Kraft, einem alten Dozenten aus meiner Studienzeit in Münster, das erste Mal beim Landesinstitut in Soest war. Da gab es nämlich Anfang der 1980er Jahre viele Grundschul-Richtlinienkommissionen, und wir waren da als Laborschule überhaupt nicht beteiligt. Ich habe damals schon gesagt: „Das kann doch nicht wahr sein! Wir sind als Laborschule die Versuchsschule des Landes und werden da überhaupt nicht systematisch einbezogen!“ Da war ich dann also ein paarmal in Soest – und andere auch –, aber systematisch lief da gar nichts. Ich meine, da war ja lange Zeit Frau Behler Kultusministerin: Die kam aus Bielefeld, war von der SPD und hat diese Schule nicht *einmal* betreten, sondern nur Dinge über uns erzählt, die sie vom Hörensagen kannte. In der Zeit haben wir viel Stress gehabt. Wolfgang Meyer-Hesemann zum Beispiel hat als Staatssekretär bei der 25-Jahr-Feier der Schulprojekte 1999 eine Rede gehalten nach dem Motto: „Wir schaffen diese Schule ab, denn alle Schulen werden jetzt zu Versuchsschulen.“

Du hast grad schon den Übergang gegen Ende der 1980er Jahre angesprochen. Hentig ist ja 1987 emeritiert worden, woraufhin sich dann auch ganz viel in der Zusammenarbeit zwischen Uni und Schule geändert hat. Wie hast du denn diesen Übergang, den Weggang Hentigs wahrgenommen? Und zwar sowohl bezogen darauf, was in der Schule passiert ist, als auch bezogen auf die Veränderungen des Lehrer-Forscher-Modells.

Wir haben ja erst einmal einen Aufstand gemacht: „Das geht ja gar nicht, dass man uns hier diese zwei Stunden wegnimmt, und wer erdreistet sich da, das alles jetzt umzuwandeln!“ Früher hatten wir zwar schon Dinge ausprobiert, die jetzt systematisiert werden sollten, z. B. hatten wir uns gegenseitig entlastet, wenn wir geschrieben haben. Aber nein, das wollten wir *so* nicht. Damit entwertet man unsere Arbeit und nachher gibt es dann die Personen, die nur forschen, und die, die nur unterrichten – also davor hatten wir alle auch ein Stück weit Angst. Und ich finde auch, dass man da nach wie vor immer wieder neu hinschauen muss. Und seit 1990, also seit der Einführung des neuen Forschungsmodells, gab es ja auch immer wieder Leute, die *immer* geforscht haben – was aber ja nicht unbedingt schlecht sein muss, weil beispielsweise die Wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen

in der WE ja gar nicht alle Projekte betreuen können. Und in der Zeit, als hier erfahrene Lehrer*innen diese Projekte quasi betreut haben, gab es ja auch eine große Kontinuität und einen großen Output.

Richtig vermisst hat Hentig keiner, weil er ja auch gar nicht richtig geleitet hat. Also er ging, und die ersten Verhandlungen führte hauptsächlich Annemarie von der Groeben als Nachfolgerin von Helga Kübler auf dem Posten der Didaktischen Leitung mit der Universität. Ich meine, da hat es auch so eine Art Vakuum-Situation gegeben, nachdem Ekkehart Hoffmann gegangen war und bevor Susanne Thurn 1990 Schulleiterin wurde. Annemarie führte dann also diese Verhandlungen mit der Fakultät für Pädagogik und der Uni und berichtete immer wieder davon. Es war aber klar, dass da etwas ganz anderes kam: etwas, das wir erst einmal überhaupt nicht wollten, weil ja auch nicht absehbar war, was da für ein Konzept entstehen würde. Und Annemarie ist es sicherlich total zu verdanken, dass die WE so aufgestellt worden ist, wie sie sie mit ausgehandelt hat. Im OS ist ja dann Ludwig Huber Nachfolger von Hentig geworden. Der wurde auf Lebenszeit mit voller Stelle als Wissenschaftlicher Leiter des OS eingestellt, während die Schulleitung am OS weiter auf Zeit lief – also immer für vier Jahre. Die hatten also genau das umgekehrte Modell wie wir an der Laborschule. Diese Diskussion hat es, glaube ich, auch bei uns gegeben – aber ob wir 'ne echte Wahl gehabt hätten, das weiß ich gar nicht. Man gestand uns auch von vornherein deutlich weniger an Mitteln zu als dem Oberstufen-Kolleg – zum Beispiel für Wissenschaftliche Mitarbeiter*innen. Soweit ich weiß, waren das mindestens fünf, wenn nicht sogar sechs – vielleicht war das aber auch erst nach dem Weggang Hubers ca. 10 Jahre später. An der Laborschule hingegen waren es die halbe Stelle des Wissenschaftlichen Leiters – anfangs waren es ja nur Männer – und drei Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Theodor Schulze als damaliger erster Wissenschaftlicher Leiter der Laborschule, der zerrieb sich da so bei den Verhandlungen, da das Kollegium immer noch überhaupt nicht von dieser Situation überzeugt war. Das hat er nicht ausgehalten und hat den Job hingeschmissen.

Auf Theodor Schulze folgte dann Will Lütgert und dann war auch irgendwann klar, wie das strukturiert werden sollte, und es gab auch die ersten Wissenschaftlichen Mitarbeiter, die eingestellt wurden – unter anderem Dieter Lenzen. Will Lütgert hat dann die ersten ganz guten Sachen angeregt, zum Beispiel den Sammelband „Einsichten“⁹ herausgegeben, an dem sich viele Kolleginnen und Kollegen beteiligten. Er hat einen ganz guten Anfang hingelegt. Nur, er war ja in gewisser Weise ein Abbild von Hentig – er lief ständig mit einer Fliege um den Hals durchs Haus und meinte, hier und da auch ein paar Alleingänge machen zu können. Da waren wir als Kollegium immer sehr kritisch, haben uns immer wieder positioniert

9 Will Lütgert (Hg.) (1992): *Einsichten. Berichte aus der Bielefelder Laborschule* (IMPULS: Informationen, Materialien, Projekte, Unterrichtseinheiten aus der Laborschule Bielefeld, Band 21). Bielefeld: Eigenverlag Laborschule.

und waren auch selbstbewusst genug zu sagen, „*Wir* haben hier die Erfahrung und *wir* wissen zumindest erst einmal mehr, was den Schulalltag angeht!“ Das änderte sich dann aber alles ganz, ganz deutlich, als Klaus-Jürgen Tillmann 1994 kam. Das war einfach eine ganz andere Person mit guten Vorstellungen zu Schule, Entwicklung und Forschung und vor allen Dingen einem Standing. Er hatte sich ja in der Schulpädagogik schon einen Namen gemacht!

War denn aber auch bereits vor Klaus-Jürgen Tillmann eine gewisse Systematisierung der Forschungs- und Entwicklungsarbeit der Laborschule spürbar? Die Trennung von Schule und WE wurde ja bereits zu Beginn der 1990er Jahre, also noch zu Will Lütgerts Zeiten, vollzogen.

Ja, das ging schon Anfang der 1990er Jahre los. Ich weiß, dass wir das sehr ernst nahmen mit den Schwerpunkten, die da für mehrere Jahre gesetzt wurden. Und wir haben dann relativ schnell erreicht – da war Will Lütgert auch noch dran beteiligt und vor allen Dingen schon Susanne Thurn –, dass zum Beispiel dieser Jungen-Mädchen-Schwerpunkt gesetzt wurde. An dem arbeiteten mehrere Kolleg*innen. Unser Projekt hieß „Mädchen und Jungen in der Laborschule“ und „Sozialisation von Mädchen und Jungen in der Laborschule“ – und die Sportler*innen begannen ja auch, etwas dazu zu machen. Relativ schnell kam dann auch der Inklusionsschwerpunkt – und es wurden dann auch Sonderpädagog*innen als Wissenschaftliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen eingestellt wie zum Beispiel Rainer Benkmann, Rolf Werning, Irene Demmer-Dieckmann. Dann wiederum spielte mal eine Zeitlang Mathematik eine sehr große Rolle. Ja, also es gab Forschungsschwerpunkte, es gab eine Systematisierung und es wurde auch öffentlich mehr über Forschung diskutiert. Man musste dann auch schon Anträge stellen. Es war aber alles noch nicht so ausgefeilt wie später in der Ära Tillmann.

Durch das neue Modell der Forschungsstundenverteilung hatte man dann ja aber in gewisser Hinsicht genau die Situation, von der du vorhin sprachst, dass man sie befürchtet habe: also dass es nun forschende und nichtforschende Lehrerinnen und Lehrer gab. Hatte das dann auch Auswirkungen auf den Alltag?

Na ja, das muss man so auf so eine längere Zeit hin betrachten. Nein, erstmal konnte ja jeder Forschungsstunden beantragen – und da waren Teams natürlich im Vorteil, die schon irgendwie zusammengearbeitet hatten und daher auch schon ein Stück weit erprobt waren. Also da hatte das noch keine großen Auswirkungen. Es gab auch immer wieder Phasen, in denen ganz viele Leute in Forschung einbezogen waren. Also das wechselte schon immer mal wieder über die Jahre. Und es gab auch einige Kolleg*innen, die *durchgehend* mit Forschung begriffen waren. Da waren immer auch viele Schulleitungsmitglieder dabei: also Susanne hat eigentlich immer geforscht, Annemarie hat immer geforscht, Sabine Geist, Uli

Bosse und Uli Hartmann ebenfalls – und auch ich war von der ersten Forschungsperiode 1990 mit dabei. Erst als Lehrerin, später dann als Mitarbeiterin in der WE und dann als Didaktische Leiterin. Aber es gab auch noch andere, die immer geforscht haben: Annelie gehörte dazu, Marlene, und auch zum Teil die Sportler, also Helmut Schmerbitz und Wolfgang Seidensticker beispielsweise. Es gab aber auch einige Kolleg*innen – wenn auch nicht viele –, die gar nicht geforscht haben. Aber gleichzeitig ließ dieses System ja auch das zu – und bei einigen war das auch so etwas wie eine Erleichterung, das nicht unbedingt zu müssen. Das ist es sicherlich bis heute auch. Man muss aber, glaube ich, heute schon aufpassen, dass es nicht noch mehr Personen in der Laborschule werden, die *nie* forschen.

Und wie sah dann der Übergang von Will Lütgert zu Klaus-Jürgen Tillmann aus? Du meinstest vorhin, mit Tillmann habe sich noch mehr verändert.

Klaus-Jürgen war ja, bevor er hier Wissenschaftlicher Leiter wurde, schon im Beirat der Laborschule gewesen. Zu der Zeit leitete er das Landesinstitut in Ludwigsfelde in Brandenburg, das er nach der Wende aufgebaut hatte, und 1992 wurde er dann hier in Bielefeld als Professor berufen (das war er schon in Hamburg gewesen) – und damit war gleichzeitig klar, dass er nicht nur Professor in der Fakultät wurde, sondern später auch Wissenschaftlicher Leiter der Laborschule werden sollte, was auch 1994 geschah. Und das wollte er auch. Tillmann war gestanden, er war vernetzt, er hatte ein gewisses Alter, war gelassen und er hatte ein Renommee. Und: Er war auch selbst einige Jahre Lehrer gewesen, hatte an der PH eine Ausbildung gemacht, hatte dann promoviert ... Und er hat sich ja hier auch sauwohl gefühlt: Er ist viel in der Schule gewesen, er hatte ein Zimmer hier, das er auch bestimmt an zwei Tagen in der Woche genutzt hat, er hat hier in den Pausen mit den Kolleg*innen gegessen und ist mit einigen abends sein Bier trinken gegangen. Ja, das war einfach auch ein klug agierender, weil kommunikativ guter Leiter. Er hat die gesamte Forschung systematisiert – und wir gemeinsam mit ihm. Susanne war ja ab 1990 Schulleiterin und Annemarie war Didaktische Leiterin – das passte auch in der Zusammenarbeit. Und er hatte natürlich auch in der WE Leute, die den „Laden“ kannten: so wie Dieter Lenzen, der ja über lange Jahre Wissenschaftlicher Mitarbeiter war.

Du selbst bist dann ja 1996 erst an die Uni gegangen und dann von 2000 bis 2004 auch in die Wissenschaftliche Einrichtung der Laborschule. Hat sich durch diesen zeitlichen, räumlichen, aber auch professionellen Abstand dann auch nochmal deine Perspektive auf die Laborschulforschung geändert?

Ja, ich bin 1996 hier rausgegangen, weil ich merkte, dass für mich etwas anderes passieren musste. Ich war sechs Jahre in der Sekundarstufe gewesen und fand zu dieser Zeit zum Teil einiges kritikwürdig an der Laborschule: Ich fand, dass wir uns nicht genug im Regelschulsystem eingebracht haben, dass wir zu sehr agierten

im Sinne von „Wir sind die beste Schule überhaupt, und jetzt gehen wir raus mit unserem Sendungsbewusstsein“. Annemarie hatte damals ein Buch geschrieben mit dem Titel „Ein Zipfel der besseren Welt“¹⁰ – und das war alles nicht meins. Ich war dann auf Gewerkschaftskongressen und habe die Laborschule vorgestellt oder wir sind nach der Wende sofort in den Osten gefahren und haben z. B. Anfang 1990 in Leipzig in der Uni einen großen Vortrag über die Laborschule gehalten – und dann kamen viele Ost-Kolleg*innen hierhin, wir haben hier wirklich Besucherscharen gehabt, und da entwickelte sich das für mich in so eine Richtung, in der ich uns zu arrogant fand. Also ich fand, das stand uns nicht so, und das ging in so eine falsche Richtung. Ich bin auch rausgegangen, um zu gucken, ob ich irgendwo anders hingehöre, ob ich in irgendeine andere Schule gehe. Da hatte ich noch nicht so eine Perspektive von „Ich könnte auch an die Uni gehen“. Zu der Zeit hatte ich viel mit anderen Lehrern und Lehrerinnen zu tun – zum Beispiel über eine Ausbildung in Soest, wo ich zur Moderatorin im Bereich „Sexueller Missbrauch, sexuelle Gewalt“ ausgebildet wurde – und da kriegte ich ganz viel mit von dem, was wir vielleicht leisten könnten, wenn wir uns zugänglicher und auch normaler machten und auch mal zugaben, dass hier auch lange nicht alles gut lief.

Und dann bin ich 1996 mit einer halben Stelle an die Uni gegangen – nicht in die WE, sondern als Lehrerin im Hochschuldienst an die Fakultät für Pädagogik – und die andere halbe Stelle habe ich zunächst in Soest bzw. nach der Moderationsausbildung dort mit Fortbildungen verbracht. In der Uni habe ich viele Seminare angeboten, die auf Praktika vorbereiteten, und ich habe viele Wochenendseminare gemacht und nur in Ausnahmefällen, wenn irgendjemand unbedingt an die Laborschule wollte, habe ich das vermittelt. Nicht weil ich die Laborschule als Praktikumsplatz nicht geeignet fand, sondern weil ich Abstand wollte. Ansonsten habe ich aber von 1996 bis 2000 im Grunde die ganze Schullandschaft Bielefelds für Praktika abgefahren und gleichzeitig geschaut, ob da irgendeine Schule drunter ist, in der ich mir vorstellen könnte zu arbeiten. Ich muss gestehen, in Gymnasien bin ich weniger gewesen, aber da hätte ich auch gar nicht unterrichten dürfen – ich hatte ja „nur“ meine PH-Ausbildung. Aber ich war in allen Gesamtschulen, ich war in einigen Hauptschulen und Realschulen. Ich stellte dann aber fest: „Nee, das ist es nicht, da muss ich wieder Zensuren geben.“ Das war ein ganz wesentlicher Kritikpunkt, der da wiederkehrte. Ich hatte immer viele Bekannte, die in anderen Schulen arbeiteten. Ich habe ja eine ganze Zeitlang in den 1980er Jahren bei der GEW im Vorstand in Bielefeld gearbeitet und hatte darüber ganz viel Verbindung zu Leuten in anderen Schulen. Ja, und dann habe ich mich 2000 auf die WE-Stelle beworben, u. a. weil ich die Idee hatte zu promovieren, so dass

10 Annemarie von der Groeben & Maria Friederike Rieger (1991): *Ein Zipfel der besseren Welt. Leben und Lernen in der Bielefelder Laborschule*. Mit einer Einführung von Hartmut von Hentig. Essen: Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft.

dann vielleicht eine PH-Professur irgendwo für mich eine Chance gewesen wäre – also in Baden-Württemberg oder Bayern, wo es noch Pädagogische Hochschulen gibt. Ja, und dann hab ich promoviert, habe Fallstudien gemacht in zwei Gesamtschulen. Mir war aber irgendwann klar, dass ich eigentlich wieder Schule machen wollte, und es war auch klar, dass Annemarie geht und ihre Stelle als Didaktische Leiterin frei wird – und da habe ich mich dann 2005 drauf beworben.

Das war dann so der Werdegang – wirklich in schnellen Schritten. Und ich hab in diesen vier Jahren, die ich dann in der WE war, etliche Forschungsprojekte betreut, habe über einige Jahre mit Wilhelm Schipper, damals Professor für Didaktik der Mathematik, zusammengearbeitet und Mathe-Projekte gemacht. Über diese Forschungsprojekte bin ich der Schule auch wieder nähergekommen, zunächst mal vor allen Dingen der Stufe I, und habe mich auch ein Stück wieder mit der Schule „versöhnt“ bzw. mich auch wieder mehr eingebracht. Aus meiner Tätigkeit als Moderatorin habe ich später Präventionsprojekte in der Laborschule in Gang gesetzt und aufgeschrieben. Und umgekehrt konnte ich die Themen rund um „Liebe, Freundschaft, Sexualität“ damals für meine Moderationstätigkeit gut gebrauchen. Ich habe ja, wie gesagt, über vier, fünf Jahre sowohl Halbjahresfortbildungen angeboten, wo die Lehrer*innen alle vierzehn Tage einen ganzen Tag kamen, oder aber schulinterne Lehrerfortbildungen (SchILfs) zum Thema „Sexueller Missbrauch“ durchgeführt. Und da lernte ich natürlich auch noch einmal ganz viele andere Schulen kennen. Also ich habe immer auch diese Nähe zu anderen Schulen gesucht und gemerkt, dass wir eine bestimmte Ansprache für sie brauchen. Es geht nicht, dass wir uns da wie so ein Leuchtturm hinstellen – dann kommt ganz schnell: „Ja, ihr mit euren Bedingungen ...“ Ende der 1990er Jahre, Anfang der 2000er Jahre liefen gute Projekte der Laborschule mit anderen Schulen, also zum Beispiel die Begleitung von Projektschulen in Ostwestfalen-Lippe über einen längeren Zeitraum von Laborschul-Primarstufenlehrerinnen zum Thema Altersmischung. Das waren viel bessere Konzepte, als sich hinzustellen und einen Vortrag zu halten im Sinne von „Wir machen das alles ganz toll!“.

Würdest du denn sagen, dass sich in der ganzen Zeit, in der du jetzt die Laborschule begleitet hast, das Verhältnis der Laborschule sowohl zum Regelschulsystem im Ganzen als auch zu einzelnen Regelschulen geändert hat?

Ja, auf jeden Fall. Es ist immer noch so, dass es hier in Bielefeld sicherlich bei einigen Schulen noch Vorbehalte uns gegenüber gibt. Aber Susanne war viele Jahre bei der Gemeinnützigen Gesellschaft Gesamtschule und im Sprecherrat der Gesamtschulen der Region und hatte darüber viele Kontakte insbesondere zu Gesamtschulen. Also das wurde peu à peu immer besser. Diese Abwehr, die es insbesondere in den Bielefelder Schulen gab, die gibt es heute so nicht mehr. Und Rainer Devantié hat auch in den letzten Jahren durch seine konstante Kooperation mit den Bielefelder Gesamtschulen für ein noch besseres Verhältnis gesorgt.

Eine weitere wichtige Ebene des Verhältnisses von Laborschule und Regelschulsystem war ja von Anfang, dass die Laborschule auch die Regelschule, das Schulsystem verändern sollte. Wenn du jetzt rückblickend darüber nachdenkst. Würdest du sagen, das ist ihr gelungen?

In einigen Teilen ja. Und einige haben das ja auch persönlich ganz ernst genommen – also gerade Personen, die das gemacht haben, was auch von Vornherein mit angedacht war, nämlich dass diejenigen, die hier eine Zeitlang gearbeitet haben, dann rausgehen in die Regelschule. Die Laborschule sollte anregen im Schulsystem, aber um da eine bedeutende Rolle spielen zu können, dafür hat der Wille und der Mut der „Oberen“, d. h. des NRW-Ministeriums – egal, wie es besetzt war – gefehlt. Das haben wir ja auch oft angemahnt und haben gesagt: „Wenn, dann muss da auch was passieren auf der anderen Seite!“ Der Primus-Schulversuch beispielsweise basiert ja im Prinzip auf den Laborschulerfahrungen und -erkenntnissen. Das ist aber alles ziemlich halbherzig gewesen. Also in Nordrhein-Westfalen hätten sie doch schon längst alle Noten abschaffen können, oder? Also ich meine, was wäre das für ein Problem? Und punktuell haben wir sicherlich vieles angeregt. Verändern können wir sowieso nicht, wir können immer nur Veränderungen anregen – und zwar sowohl bei den Menschen, die in den Schulen arbeiten, als auch bei den Leuten, die wirklich Macht haben, etwas zu verändern. Auch im Kleinen. Aber wenn ich mir Englisch in der Grundschule anschau: Das wird jetzt wieder zurückgefahren. Aber damals waren wir ja Wegweiser für ein frühes Englischlernen. Oder auch diese ganzen Mädchen-Jungen-Projekte. Das ist auch hier in Bielefeld ganz viel passiert, weil ich mit Leuten zusammen Fortbildung gemacht habe – mit Uli Boldt beispielsweise aus der Gesamtschule in Schildesche – da ist viel angekommen und auch in Stieghorst. Die haben das alle nicht so richtig gekennzeichnet, dass das von uns ist, aber ist auch egal. Auch mit der Gertrud-Bäumer-Realschule habe ich eine ganze Zeitlang ganz eng mit der Leiterin zusammengearbeitet und viele Fortbildungen dort durchgeführt. Da bin ich kürzlich noch gewesen, und die haben teilweise ihre Mädchen-Jungen-Konferenzen noch und so etwas wie einen Haushaltsspass. Und auch im Bereich Inklusion! Das ist ja auch nicht immer dieses Eins-zu-eins-Übernehmen, sondern überhaupt auf Ideen zu kommen. Zum Beispiel, dass gerade im Bereich von Inklusion eine multiprofessionelle Arbeit wichtig ist. Aber wie bringt man das dann rüber? Das ist ja auch nicht so ganz einfach. Viel läuft natürlich über Besucher und Besucherinnen – also daran merkte man das auch. Es kamen auch immer mehr Leute aus Bielefeld oder aus der näheren Umgebung. Man müsste eigentlich mal diese Besucherlisten daraufhin anschauen, wer woher kommt.

Würdest du vor diesem Hintergrund denn sagen, dass sich in all den Jahren die Wahrnehmung der Laborschule in der Öffentlichkeit geändert hat? Und zwar gerade auch in der Bielefelder Öffentlichkeit?

Ja, ich glaube, das hat sich schon sehr geändert. In den 1970er Jahren ist es noch so gewesen, dass wir die „Doofenschule“ oder die „Laberschule“ genannt wurden und als „linke Kaderschmiede“ verschrien waren. Am OS gab es ja auch etliche bekannt gewordene Berufsverbotsverfahren. OS und LS wurden sowieso erst einmal in einen Topf geworfen. Also ich meine, es war auch Chaos hier und es war schmutzig und dreckig in der Schule und um die Schule herum – und zwar so, dass man durchaus abgeschreckt sein konnte, wenn man hier vielleicht nur mal so durchlief ... Aber das hat sich verändert! Es gibt immer noch so etwas wie „Ihr mit euren guten Bedingungen!“, also das sagen mir auch immer noch ehemalige Regelschullehrerinnen aus meinem alten GEW-Frauen-Kreis. Oder neulich musste ich mir wieder anhören, als ich einen Vortrag in der VHS über Erinnerungskultur, Demokratiepädagogik und Stolpersteine gehalten habe, das sei aber „sehr laborschullastig“. Und dann hab ich gesagt, ja, aber Demokratiepädagogik in diesem Umfang hätte ich hier noch nirgendwo anders erlebt und da seien *wir* einfach gut – und wo man gut sei, sollte man auch mit Selbstbewusstsein dazu stehen. Also so etwas kriegt man natürlich immer mal wieder erzählt. Aber wir sind schon, glaube ich, insgesamt auch in Bielefeld anerkannt.

Und ich meine, unsere Absolvent*innen sind ja der Beweis dafür, dass das hier funktioniert! In den Jahren, als ich hier Didaktische Leiterin wurde, habe ich relativ schnell Gespräche mit abnehmenden Schulen – die es vorher auch bereits sporadisch gegeben hatte – institutionalisiert. Am Anfang, 2006, gingen noch viele unserer Schulabgänger*innen nach Bethel ins Bodelschwingh-Gymnasium und auch ins Oberstufen-Kolleg, das waren so die Schwerpunktschulen. In Bethel sagten sie immer nur: „Schickt uns noch mehr Laborschüler und -schülerinnen, die arbeiten hier für die Sache, die diskutieren gerne, das sind eifrige Schüler und Schülerinnen!“ Und im Oberstufen-Kolleg war es ganz ähnlich. Also da gab immer mal so ein paar Schüler*innen, bei denen wir manchmal gesagt haben, „Na, ob das so gut ist, wenn die auf das OS gehen ... die haben hier ja gar keinen Quali bekommen“ – aber trotz unserer ansonsten guten Diagnosefähigkeiten haben sie da zum Teil ganz gut gearbeitet, weil sie auch weiter so gut und frei arbeiten konnten. Also diese Schüler*innen haben allemal bewiesen, dass das hier an den meisten Stellen richtig gut funktioniert. Und dann die Absolventenstudie: Ich habe die letzten Jahre – vor und nach meiner Pensionierung – dort mitgearbeitet, und wir haben zusätzlich zur quantitativen Fragebogenerhebung qualitative Gruppeninterviews durchgeführt und ausgewertet. Das ist eine Erfolgsgeschichte für die Laborschule und viele, viele Schüler*innen. Was auch schön für mich ist, jetzt, wo ich mehr Zeit habe: Überall wo ich hinkomme, sei es ins Café oder zum Bäcker oder in die Stadt, ins Theater, überall treffe ich auf ehemalige Schülerinnen und Schüler, und die erinnern sich alle total positiv an die Laborschule. Das finde ich ein Phänomen. Es sind ja nicht immer nur die, die so glänzen durch irgendwelche Universitätskarrieren wie Maja Göpel.

Das wäre zwar nun bereits ein wunderbares Schlusswort, eine kurze letzte Frage hätten wir allerdings trotzdem noch. Und zwar hast du vorhin, als es um die Schulleitung in den 1980er Jahren ging, gesagt, dass ihr als Kollegium oft gegen die Leitung gearbeitet hättet. Im Jahr 2006 bist dann ja selbst in die Leitung gegangen. Wie hast du dieses Gegeneinander dann in dieser neuen Rolle wahrgenommen?

Also wenn ich nicht zwischendurch neun Jahre an der Uni gewesen wäre, ich hätte nie hier in der Schulleitung angefangen. Und das gilt ja für alle anderen auch: ob das Uli Bosse war oder Susanne Thurn, auch Nicole Freke, die waren alle zwischendurch in der Universität. Also erstens: Abstand. Und zweitens hatten die Zeiten sich völlig geändert. Ich hatte mir zwar immer vorgestellt, irgendwann ab einem bestimmten Zeitpunkt vielleicht auch Leitung zu machen – aber nicht in der Laborschule. Dazu hatte ich in der Fern-Uni Hagen Anfang der 2000er Jahre ein Fortbildungsstudium gemacht. Später, als es dann am Ende meiner Uni-Zeit konkret wurde, war mir wichtig: Ich wusste, in was für ein Team ich damals kam. Susanne, mit der war ich auch freundschaftlich verbunden, und mit Uli Bosse ja auch – wenn auch nicht so eng. Den habe ich eigentlich erst wieder durch die Schulleitungszeit näher kennengelernt. Helmut Schmerbitz war auch noch ein Jahr da – und dann kam Uli Hartmann dazu. Sabine Geist war auch schon da, als ich kam: als stellvertretende Schulleiterin. Also das war ein gut funktionierendes, kommunikatives Team. Ich habe mich im Vorfeld dieser Bewerbung aber auch professionell beraten lassen, was es bedeutet, Schulleitung zu machen: dass du nicht von allen geliebt werden kannst; dass du auch manchmal unliebsame Beschlüsse fassen musst; dass du in der Leitung erst einmal so lange im Team diskutieren musst, dass nach außen hin nicht irgendwo etwas dazwischen passt – oder aber, dass du sehr bewusst Unterschiede deutlich machst. Das kann ja auch ein Konzept sein.

Aber vor allen Dingen dieses: dass man nicht mehr von allen geliebt wird. Das hatte ich bei Jupp Asdonk, mit dem ich ab Mitte der 1980er Jahre zusammenlebte und der später mein Mann wurde, mitbekommen, der in der Zeit von 1996 bis 2004 Leiter des Oberstufen-Kollegs war, als ich in der Uni war: Bei ihm sind auch ein, zwei Freundschaften zumindest unterbrochen worden. Und das bahnte sich bei mir auch an einer Stelle an, als ich dann hier in die Leitung ging. Ich habe diesen Konflikt dann einfach sehr offen angesprochen und habe gesagt: „Entweder du kannst das aushalten, dass ich jetzt in der Schulleitung bin und vielleicht auch mal nicht alles erzähle, obwohl du meine Freundin bist – oder unsere Wege trennen sich jetzt hier.“ Abgekühlt hat es sich sicherlich an ein, zwei Stellen auch, aber die meisten – und ich war ja hier dann auch freundschaftlich mit vielen verbunden – haben das mitgetragen, mich eher unterstützt und mir deutlich signalisiert, dass ich das auch gut mache, was ich da mache. Aber ich habe auch mal eine

Zeitlang TZI gemacht, also Themenzentrierte Interaktion, was mir sehr zugute gekommen ist. Da geht es auch um das Leiten und was das bedeutet, aber es geht auch immer darum, dass du guckst und dir möglichst Rückmeldung von Leuten holst, wie du nach außen wirkst und was du tust ... Supervision haben wir dann nachher, als Rainer kam, auch gemacht.

Würdest du denn sagen, dass sich die Rolle der Schulleitung in der Labor- schule über die Jahre geändert hat?

Ja klar, die hat sich deutlich gefestigt, und ab einem bestimmten Zeitpunkt ist es dann auch gut gewesen, dass es Schulleitung gegeben hat. Damals um Susannes Schulleitungsbewerbung Ende der 1980er Jahre ist das mit den Fraktionen ja auch noch mal ein Stück weit aufgeploppt – um das nochmal aufzunehmen. Und dass ich da in der Auswahlkommission war und für Susanne gestimmt habe, da habe ich Kritik von einigen Kolleg*innen einstecken müssen ... Das hat sich dann über die Jahre aber alles ein Stück mehr gefestigt, Susanne war sehr anerkannt von allen. Die Gremien haben sich eingespielt und nachher war auch vieles geregelt. Am Anfang musste ja noch alles von allen geregelt werden. Es gab kaum Regeln von außen. Und deswegen war das eine Suchbewegung und da war, wie gesagt, auch viel mehr Oppositionswillen. Das war aber auch eine andere Zeit. Das waren so die Nachklänge der 68er: „Wir lassen uns doch hier von Autoritäten nichts erzählen.“ Also die Schule war ja auch immer hochpolitisiert. Wir waren politisiert! Insofern ist mir bis heute wichtig: Die Schulleitung sollte auf jeden Fall viele Sachen vordenken, vorbereiten, regeln, aber ich würde immer versuchen, das Kollegium in ganz viele Entscheidungen miteinzubeziehen – also was die Jahresthemen betrifft, wie SchiLfs aussehen sollen, in die Vorbereitung dieser SchiLfs und so weiter. Also die Schule lebt davon, dass hier nicht irgendwo eine Schulleitung ist und da ein Kollegium – und ich hoffe, dass das auch weiterhin eine wichtige Prämisse ist. Ich glaube, deswegen konnte ich auch in der Schulleitung sein, weil eines für mich die wichtigste Aufgabe dargestellt hat: „Es kann nicht sein, dass da oben irgendwo die Schulleitung ist und da unten das Kollegium.“ Ekkehart Hoffmanns Tür war zu oft geschlossen. Das ist ein Symbol! Schulleitung soll leiten, ja, aber sie soll nach unseren gemeinsamen Demokratieprämissen – Transparenz und Partizipation – leiten und ihnen genauso verpflichtet sein, wie wir das für alles hier im Haus verstehen.